



**Ansprache auf dem
Epiphanius-Empfang
Kloster Loccum am 6. Januar 2016**

Es gilt das gesprochene Wort

Sehr geehrter Herr Wulff,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident Weil,
sehr geehrter Herr Landtagspräsident Busemann,
verehrter Präsident des Niedersächsischen Staatsgerichtshofes Dr. van Nieuwland,
sehr geehrte Damen und Herren!

Es ist der fünfte Epiphanius-Empfang, den ich erlebe. Das sind nicht viele. Einige von Ihnen, wie Abt Hirschler und andere Mitglieder des evangelischen Konvents des Klosters Loccum, haben schon einige Jahrzehnte den 6. Januar für sich im Refektorium gebucht. Doch vielleicht hängt es mit einem gewissen Alter zusammen, dass ich von Jahr zu Jahr die Wiederholungen des Immer-Gleichen mehr und mehr schätzen lerne, dazu gehört auch dieser Empfang.

Vermutlich ist diese Liebe zur Tradition auch darin begründet, dass es in vielen, ja den meisten anderen Lebensbereichen längst nichts Beständiges mehr gibt. Die Wiederholung des Gleichen erscheint damit wie eine verlässliche Spur in einer sich rasant verändernden Welt. Tradition meint nicht Routine sondern sie meint Verlässlichkeit zu finden in einer vertrauten Form. Sehnsucht nach dem Gewohnten. Es gab für mich eine Phase, als Jugendlicher, da habe ich gerade diese Treue verächtlich gemacht. Formen, so meinte ich, seien künstliche Grenzziehungen, die nur Altbackenes, Überholtes gegen die Ideen der Moderne bewahren wollen.

Heute glaube ich, eine vertraute, gute Form ist nichts Verstaubtes, sondern zeigt, wie sehr wir auch Bewährtes, Gesichertes, Immer-wiederkehrendes in unserem Leben brauchen. Erst langsam steigt die Wertschätzung der bewährten Formen in unserer Welt wieder an. Formen bieten, und das wird mir wichtiger und wichtiger, im Gewohnten auch Grenzen. Keine persönliche Identität, keine innere Überzeugung, auch keine demokratische Gesellschaft kann ohne Grenzen sicher leben. Die menschliche Freiheit lebt in ordnender Form oder sie verliert ihre Freiheit in Willkür- oder Machtinteressen.

Der Epiphanius-Empfang setzt für mich eine Form, in der die Freude über das Wiedersehen, die Ansprache, der Butterkuchen und die Bibel dazu gehören. Alles davon ist wichtig. Wiedersehen, Butterkuchen und präsidiale Ansprache hatten wir, nun folgt die Bibel.

Sie hatten keine Reiserücktrittsversicherung. Ohne den ADAC-Schutzbrief oder eine Tierarzt-Versicherung für Elefant, Kamel und Pferd brachen sie auf ins Abenteuer, die Heiligen Drei Könige. Aus einer Mischung von Neugier und großer Erwartung traten sie einen Marsch völlig ohne Sicherheiten an. Das Navigationsgerät zeigte

off-road und sie wanderten nachts, um dem Stern zu folgen. Ihre Ankunftszeit war unbestimmt. Sie wussten nicht, was kommen würde, aber sie waren hartnäckig und von einer tapferen Gewissheit bestimmt.

Nicht anders ging es der kleinen Familie, Maria, Joseph und Jesus. Keine Krankenversicherung, keine Elternzeit, keine Grundsicherung des Einkommens und natürlich kein Kindergeld. Keine Notfallambulanz, keinen Hebammen, nicht einmal fünf Euro von der Sparkasse auf einem Geburtskonto; nichts von alledem. Und keine Möglichkeit, sich gegen all die Unabwägbarkeiten, die mit der Geburt eines Kindes eintreffen, abzusichern. Wie denn auch?

Und die Hirten auf dem Feld. Outcasts mit gerade genug, um zu überleben, mehr nicht. Keine Schulbildung, keine Arbeitslosenversicherung, geschweige denn ein Mindestlohn. Wer Glück hatte, konnte eine Familie durchbringen. Meist gelang das nur, wenn die Kinder mithalfen.

Allein die Engel hatten eine Rückfahrkarte in der Geschichte von Bethlehem.

Wir lesen diese Erzählung aus alten Zeiten meist, ohne über das gefährdete Leben unserer Vorväter und Mütter nachzudenken.

Angesichts der Terroranschläge in Paris, des abgesagten Länderspiels in Hannover und der Silvesternacht in München breitet sich Sorge um unsere Sicherheit aus. Es lohnt sich, einige Jahrhunderte zurückzuschauen, um ein Verständnis für unsere hochgradig abgesicherte Gesellschaft und unsere fremdartigen Gewohnheiten zu bekommen. Angst und Sorge in unserem Land, genauso wie Bedrohungen weltweit, fragen nach Sicherheiten.

Wie entsteht unser Gefühl der Sicherheit und ist es eigentlich ein neuzeitliches Gefühl? Hatten die Menschen früher keine Angst oder gingen sie damit anders um? „Angst ist tief in der menschlichen Existenz verankert, seit Urzeiten sendet sie Warnsignale und erlaubt, einmal überwunden, Entwicklungssprünge. Moderne Gesellschaften haben gelernt, Urängste auf Risiken herunterzudimmen, und sie haben Wohlfahrtsstaaten erfunden, um diese zu beherrschen. Doch das in anderen Weltgegenden schon immer fragliche Sicherheitsversprechen wird auch in ... Deutschland nicht mehr geglaubt.“ So lesen wir in der FAZ von heute.

Was beschreibt Sorge in Zeiten der Unsicherheit?

Die meisten von uns – eingestanden oder uneingestanden - leben so, als gebe es ein Recht auf Sicherheit in allen Bereichen des Lebens. Ein Recht, das quasi eingefordert werden könnte. So wie der Airbag das Leben retten soll, Ärzte und Medikamente meine Schmerzen besiegen und meine Gesundheit wiederherstellen und die Polizei mir hilft mein Hab- und Gut zu schützen, so muss es Sicherheit in allen Teilen meines Lebens geben. Jeder weiß: das ist ein großes Missverständnis. Es gibt keine Sicherheit auf ein langes Leben und kein Recht auf Gesundheit. Es gibt keine Sicherheit Kinder zu bekommen, (das muss man immer wieder den Fortpflanzungsmedizinern und den sehnsuchtsvoll wartenden Eltern erzählen, übrigens auch eingetragenen Lebenspartnerschaften, die dieses Recht mit allen möglichen Mitteln in anderen Ländern sich einkaufen wollen,) und es gibt, welch Glück, kein Recht, Kinder nicht zu bekommen. Es gibt keine Sicherheit auf ein glückliches, unbeschwertes Leben, obwohl wir wünschen, es möge allen geschenkt werden. Es gibt trotz Heidi Klum und anderer Dummheiten aus der Mode-

und Kosmetikbranche kein Recht auf Schönheit, und übrigens, trotz aller Coaches und Finanzberater auch keines für Erfolg. Wer das glaubt, der stellt absurde Forderungen an das, was einige Schicksal, andere Gott und dritte einen Zufall nennen. Das Ungewisse bleibt der Feind des sicheren unbeschwerten Lebens. Aus diesen falschen Ansprüchen nach Sicherheit haben sich inzwischen fast absurde Szenarien herausgebildet, in denen der Staat die Verantwortung für mein persönliches Wohlbefinden übernehmen soll und die Versicherung für meine Verantwortungslosigkeit haften muss.

Das Sicherheitsgefühl ist ein kulturelles Phänomen. Und je gesicherter die primären menschlichen Bedürfnisse sind, umso schneller wachsen die Sicherheitsansprüche an anderen Stellen. Sicherheit ist zu einem gesellschaftlichen Wertsymbol geworden. Niemand möchte aus dieser Verlässlichkeit, Beruhigung und Geborgenheit herausfallen, die das Wertsymbol "Sicherheit" bietet. Insofern sind die Sorgen und diffusen Ängste vieler Menschen angesichts der nicht enden wollenden ankommenden Flüchtlinge nicht verwunderlich. Und – das ist mir wichtiger – die Ängste der flüchtenden Menschen aus Kriegsgebieten umso mehr! In Deutschland jedoch scheint derzeit der subjektiv empfundene Verlust von Sicherheit nur unzureichend ausgeglichen. Viele verantwortliche Institutionen geben sich unsicher. Mit Sorge beobachten wir, dass das Gefühl des Verlustes von Sicherheit und einer allgemeinen Dauerkrise umkippen kann in Ausbrüche von Fremdenfeindlichkeit, Intoleranz, Rassismus, ja, sogar in Gewalt bis hin zu Anschlägen auf Flüchtlingsheime, oder auch in unkontrolliert aufschäumende Wut in den sozialen Netzwerken wie jetzt nach den Straftaten in der Silvesternacht in Köln. Wie können wir dem begegnen?

Erstens: Schauen wir, wie unglaublich viel jeden Tag, jede Stunde gelingt. Wir erleben vermutlich die größte Bürgerbewegung der Bundesrepublik, die es je gegeben hat. Eine so wache und engagierte helfende Gemeinschaft, die Dinge erreicht, die scheinbar unerreichbar schienen. Noch nie haben sich so viele Menschen ehrenamtlich für ein gesamtgesellschaftliches Anliegen engagiert. Es findet eine Diskussion statt, in den Parteien, in den Medien, in den Schulen, in den Kirchen, all überall in unserem Land. In unzähligen Gespräche und Begegnungen versuchen Menschen, dem Gefühl der Unsicherheit zu begegnen. Und es ist ja die Mut machende Erfahrung des letzten Jahres, dass überall dort, wo Begegnungen mit Flüchtlingen möglich sind, in der Regel die Unsicherheit sich zu der Gewissheit eines guten Ausgangs formt. Eine der Sprüche im alten Jahr von einem Kalender, den ich mir gemerkt hatte, lautet: Erzähle Gott nicht die Größe und Wichtigkeit all deiner Probleme, sondern erzähle den Problemen von der Größe und Wichtigkeit Gottes. Gott schafft es! Und wir sind seine Helfer. Viele Menschen vollziehen damit etwas, was Martin Luther einmal so gesagt hat: „Liebe Freunde, das Reich Gottes, das wir sind, besteht nicht in der Rede oder in Worten sondern in Tätigkeiten, das heißt in der Tat, in den Werken und in Übungen. Gott will nicht Zuhörer oder Nachredner haben sondern Nachfolger und Ausübende, und das im Glauben durch die Liebe.“ (Martin Luther, Invokavit-Predigt,



1522)

Zum zweiten. Wir brauchen uns als starke Gemeinschaft. Wir brauchen ein klares Signal des Gemeinsamen. Das Bündnis Niedersachsen-packt-an ist der Ausdruck einer gemeinsamen Haltung, die wie ein Mantel einer grundsätzlichen Überzeugung Menschen zusammen hält. Sie widerständig macht gegen fahrlässige Argumente, gegen die Bedrohung der Humanität in unserem Land. Man kann sagen: Alles das wissen wir doch. Ja, das ist richtig. Aber wir brauchen vermutlich gerade in unruhigen Zeiten auch öffentliche Vergewisserung, die Haltungen in unserer Gesellschaft stabilisiert und durch unruhige Zeiten festhält und fortschreibt.

Zum dritten: Die Weltsituation ist seit dem vergangenen Epiphanius-Empfang dramatischer geworden. Die Bilder aus Syrien, von zerstörten Häusern und fliehenden, verzweifelten Menschen bleiben Tagesaktuell. Ein Land, in dem Kirchen seit mehr als 1500 Jahren für die Bewahrung und Ausbreitung des christlichen Glaubens und die kulturelle Entwicklung sorgen, wird verwüstet. Die Zukunft von Christen in der Region im Nahen und Mittleren Osten ist hoch gefährdet. Christen und Christinnen gehören zu der am stärksten verfolgten religiösen Gruppe. Und unsere Friedensethik steht auf dem Prüfstand. Wir erschrecken, dass unser Land in einem multinational unterstützten Bürgerkrieg mit militärischer Hilfe interveniert. Die evangelische Kirche hat sich so positioniert, dass sie dieses Eingreifen als notwendig hinnimmt, um nur so noch Schlimmeres zu verhindern ist. Doch klar ist, dauerhafter Friede geschieht nur auf dem Weg des Gewaltverzichts und des friedlichen Interessenausgleichs. Eine für mich wichtige Erinnerung für unsere Suche nach Frieden in der Welt, aber auch innerhalb unseres Landes liegt in der Rede, die Dietrich Bonhoeffer auf der dänischen Insel Fanö, anlässlich einer Konferenz des „Weltbundes für die internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen“ im August 1934, gehalten hat. Einer der Spitzensätze:

„Wie wird Friede?“ Und Bonhoeffer antwortet: „Es gibt keinen Weg zum Frieden auf dem Weg der Sicherheit. Denn Friede muss gewagt werden.“ Diese Sätze bleiben richtig. Und sie sind für mich der stärkste Einwand, gegen die Überforderung unseres Sicherheitsbestrebens, welches uns zu Gefangenen unserer Angst macht. Das Sicherheitsempfinden konstituiert sich auf einem anderen Grund. Es braucht Recht und den Einsatz derjenigen, die dieses Recht durchsetzen. Aber im Grunde bleibt der Friede ein Wagnis, der einen anderen Ursprung hat, als alle menschlichen Initiativen. Das ist der Frieden, von dem Dietrich Bonhoeffer spricht. Und Viertens: Eine der schönsten Zusagen für ein Jahr, in dem nicht wir, sondern Gott es schafft, dass es eine gute Zukunft gibt, hören wir in der Jahreslosung für 2016: „Gott spricht: Ich will euch trösten, wie einen eine Mutter tröstet.“

Das ist eine Zusage, die die Welt uns nicht geben kann. Und eine neue Zeitansage in einer Zeit, in der die Rufe nach schnellen Lösungen lauter und lauter werden. Trost ist langsam. Lässt manchmal sogar auf sich warten. „Wo bleibst du Trost der ganzen Welt?“ fragt Friedrich Spee verzweifelt in seinem Adventslied, in dem er bittet „Oh Heiland, rei die Himmel auf.“ „Wo bleibst Du?“ Trost erschöpft sich nicht im Handeln. Trost nimmt sich Zeit. Zeit, um innerlich bereit zu sein, um anzukommen. Zeit zum Schweigen, zum Hören und zum Verstehen. Zeit, um die rechte Haltung zur rechten Zeit zu entwickeln. Diese Stärkung, dieser Trost liegt außerhalb von uns selbst.



Er wird uns zugesagt. Er kommt aus einer Ewigkeit, die weit über unserem Alltag hinausgeht: Christus, das ist der Trost, den wir nötig haben. Der Trost, der nicht nur mal schnell vorbeischaud. Sondern der bei uns bleibt, der wahrhaftig ist und uns in Liebe begegnet, auch in unseren Verlustängsten und Sicherheitsbedürfnissen. Liebe, die sich das Mitleiden für das Schwache, Unattraktive und Fremde bewahrt.

„Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Diese Empathie, diese urmütterliche Geste der innersten Beteiligung geht dem neuen Jahr und all unserem Handeln voraus. In ihr verstehe ich meinen und Ihren Dienst. Ich danke Ihnen allen für Ihren Dienst, den Sie für die Menschen in Niedersachsen tun und wünsche uns ein friedvolles Jahr 2016.

